

Muriel
Spark
*Das
Treibhaus
am
East River*

Roman · Diogenes

Muriel
Spark
*Das
Treibhaus
am
East River*

Roman · Diogenes

d

Muriel Spark
Das Treibhaus am East River

ROMAN

Diogenes

1

Ende gut, alles gut - wenn es nur wahr wäre.

Sie stampft mit dem rechten Fuß auf.

Sie sagt: »Ich möchte den anderen anprobieren«, und setzt sich und läßt den Verkäufer ihren linken Fuß anheben und den anderen Schuh glatt darüberstreifen.

»Passen wie angegossen«, sagt er. Seine Worte klingen ausländisch korrekt und ehrerbietig.

Sie steht jetzt und macht ein paar Schritte auf den Spiegel zu, wobei sie zuerst im Gehen die Schuhe betrachtet, dann nach einer halben Drehung ihre Beine. Es ist ein sehr, sehr heißer Julitag im heißen New York. Sie betrachtet als nächstes den Absatz.

Sie sieht zu dem Stuhl hinüber, wo die anderen Schuhe auf dem Boden stehen, drei einzelne neben den offenen Schachteln und ein getragenes Paar, das auf der Seite liegt. Endlich sieht sie den Verkäufer an.

Er blickt konzentriert auf die Schuhe.

Es ist jetzt wieder Abend, und ihr Mann ist hereingekommen.

Sie sitzt am Fenster und spricht zu ihm, spricht gegen das Surren der Klimaanlage an, hat den Blick aber abgewandt - nach draußen, über den East River, als stehe ihr Mann dort vor der Scheibe, in der Luft. Dabei steht er hinter ihr in der Zimmermitte und hört ihr zu.

Sie sagt: »Ich war einkaufen. Ich bin in ein Schuhgeschäft gegangen, um mir Schuhe zu kaufen. Du

wirst nicht glauben, was passiert ist.«

»Was denn?« fragt er.

»Du wirst es mir nicht glauben«, sagt sie, »das ist es ja. Du weißt nicht, ob du mir glauben wirst.«

»Wie soll ich es wissen, wenn du es mir nicht sagst?«

»Mir wirst du zwar glauben, nicht aber, daß es wirklich passiert ist. Wozu soll ich es dir also erzählen? Du bist nicht sicher, daß ich weiß, was ich weiß.«

»Erzähl es mir trotzdem«, sagt er, als ob es ihn nicht gerade interessierte.

»Paul«, sagt sie, »ich habe heute in einem Schuhgeschäft einen Verkäufer wiedererkannt. Er war Kriegsgefangener in England.«

»Welcher?«

»Kiel.«

»Welcher Kiel?«

»Helmut Kiel. Was dachtest du denn?«

»Es gab auch einen Claus Kiel.«

»Ach, dieses Häuflein Elend, dieser Krumme, der die Ballettbücher las?«

»Ja, Claus Kiel.«

»Vom ihm rede ich aber nicht. Ich rede von Helmut Kiel. Du weißt schon, wen ich mit ›Kiel‹ meine. Warum bringst du Claus Kiel ins Gespräch?«

Paul denkt: Sie wendet den Kopf nicht, sie beobachtet den East River.

Eines Tages glaubte er sie erwischt zu haben, als er näher an sie heranging – im Profil, wie sie zur Welfare Island hinüberlächelte, als wäre das jemand, den sie kenne. Die kleine Insel war nur eine belaubte Masse, vom Fenster aus gesehen. Sie konnte unmöglich aus dieser Entfernung dort unten einen Menschen erkannt haben.

Ist es möglich, daß sie auch jetzt wieder lächelt, denkt er; kann es sein, daß sie einfach so vor sich hin lächelt, weil

sie ganz für sich allein an irgend etwas Lustiges denkt? Ist sie schlau und raffiniert und gar nicht verrückt? Aber es kann nicht sein, denkt er; sie ist wie ein Kind, wenn sie um diese Abendstunde so mit allem herauskommt.

Sie sagt ihm um diese Abendstunde alles, was ihr in den Sinn kommt, und er muß dann selbst herausfinden, ob das stimmt, was sie sagt, oder ob sie es sich nur eingebildet hat. Aber tut sie das willentlich, oder kann sie nur nicht anders? Wie falsch, wie wahr?

Wahr ist, daß er im letzten Winter einmal gesehen zu haben glaubte, wie sie heimlich zu der roten Pepsi-Cola-Reklame am anderen Flußufer hinüberlächelte, ironisch – er denkt an die englische Redensart »Zunge in der Backe« und überlegt, was diese einerseits bedeutet und wie es andererseits aussähe, wenn Elsa, das Gesicht zum Fluß, wirklich die Zunge in der Backe hätte, was sie nicht hat.

Und dann sieht Paul, immer noch mitten auf dem Teppich stehend, ihren Schatten. Er sieht ihren Schatten auf den Vorhang fallen, nicht auf den Boden, wohin er nach dem Stand der sinkenden Sonne fallen müßte, die von der West Side durch das Erkerfenster hinter ihr hereinscheint. Er sieht ihren Schatten, wie schon so oft, auch jetzt wieder unnatürlich fallen. Obwohl er damit gerechnet hat, muß er wegsehen.

»Paul«, sagt sie, den Blick noch immer auf dem Fluß, »hol uns was zu trinken.«

Gestern abend hat ihr Sohn Pierre sie besucht. Und als sie, wie üblich, in der Diele über das Problem der Mutter sprachen, sagte Pierre: »So dumm ist sie nicht.«

»Dann bin ich eben der Dumme, daß ich mein Geld diesem Garven in den Rachen werfe.«

»Sie braucht Garven.« Er sagte es wie eine Drohung, mit Nachdruck, wie um den Widerspruch zu verscheuchen, den

er schon heranschleichen hört.

Garven Bey ist ihr Psychoanalytiker. Pierre will nicht, daß seine Mutter wieder in die Klinik muß, was seinen Seelenfrieden stören würde. Außerdem weiß Pierre, daß es nicht das Geld seines Vaters war, das so reichlich an Garven geflossen ist, sondern lediglich die Krümel, der Staub vom Vermögen seiner Mutter.

Gestern abend, als Pierre gerade gehen wollte, hat Paul seinen Sohn gefragt: »Wie kam sie dir denn heute abend vor?«

»Ganz normal. Natürlich hat sie etwas entschieden Merkwürdiges an sich ...«

Paul sagte unvermittelt gute Nacht, fast befriedigt, weil sein Sohn die genaue Ursache dieser Merkwürdigkeit noch immer nicht bemerkt hat.

Paul kann sich nicht damit abfinden. Dieser Schatten von ihr ist ein Trugbild, keine Wirklichkeit.

Sie schaut unverwandt zum Fenster hinaus. »Paul, hol uns etwas zu trinken.«

Aber Paul bleibt, wo er ist. Sie sitzt am Fenster, und er sagt zu ihr: »Meinst du das mit dem Mann im Schuhgeschäft eigentlich ernst?«

»Ja.«

»Dann würde ich sagen, du hast dir Helmut Kiel nur eingebildet, Elsa. Er gehört fast mit Sicherheit ins Reich deiner Einbildung. Du kannst ihm nicht in einem Schuhgeschäft begegnet sein. Er ist im Gefängnis gestorben, und das hatte er ausschließlich sich selbst zuzuschreiben. Du solltest Garven von diesem Erlebnis berichten.«

»Gut.«

»Welches Schuhgeschäft war es?«

»Melinda's, an der Madison Avenue. Glaube ich jedenfalls.«

»Sag mal, lächelst du?«

»Nein. Aber warum machst du mir keinen Drink?«

»Er ist im Gefängnis gestorben, sechs oder sieben Jahre nach dem Krieg.«

Sie lacht. Dann sagt sie: »Ich verstehe, wie du es meinst.«

»Wie denn?«

»Du kannst es nicht wörtlich meinen.«

»Ich glaube, ich brauche einen Drink.« Aber er geht nicht. Er denkt: Sie ist eine Spötterin geworden, so war sie nicht immer. Und ich, ich habe sie dazu gemacht.

Sie rührt sich nicht, und jetzt kommt sie ihm vor wie eine Immobilie, die Quelle ihres Geldes. Gut gekleidet sitzt sie da, mit hübscher Frisur und sorgfältigem Make-up, aber sie sitzt unverrückbar wie auf einem wertvollen Stück Land, angemalt wie ein verfallendes Gebäude, das noch nicht abgerissen wurde, um Platz zu machen für jene hohen Stahlbauten, ihre Kinder, Sohn und Tochter. So plätschern Pauls Gedanken an der Oberfläche dahin.

Und ganz bewußt denkt er bei sich, Wort für Wort: Ich muß mich zusammenreißen. Sie ist verrückt.

Das PanAm-Zeichen am jenseitigen Flußufer blinkt, an und aus. Elsas Blick scheint plötzlich und völlig unerwartet auf das UN-Gebäude zu fallen, das dort aber schon immer steht, und sie schaudert.

»Ist dir kalt?« fragt er. »Diese Klimaanlage sind zu kalt. Sie sind nicht richtig eingestellt.«

»Sie können tückisch sein«, sagt sie.

»Frierst du, Elsa?« fragt er. »Warum schaffen wir uns nicht ein moderneres System an?«

Sie lacht zum Fenster hinaus.

Er spricht weiter, denn er will sie überzeugen, ihr einen Gedanken in den Kopf setzen, der sie in die Wirklichkeit

zurückholt, falls sie gerade wieder dabei ist, sich von der Wirklichkeit zu entfernen.

»Heute mittag hatten wir über achtunddreißig Grad. Überall sind die Straßen aufgeplatzt.«

Sie hat den Kopf der dunklen Masse der Welfare Island zugewandt.

Er hat ihr sagen wollen: »Du leidest unter der Hitze, deiner Einbildung ...«, doch er ahnt, daß er damit wahrscheinlich nicht durchgedrungen ist. Aber ich könnte ja auch unrecht haben, denkt er, noch weiß ich nicht, ob sie einen Rückfall erleiden wird. Es war schon öfter so, daß ich hier in diesem Zimmer stand und sie dort saß, wie oft schon?

Er fragt: »Wie heißt dieses Schuhgeschäft?«

»Melinda's, an der Madison Avenue, Nähe 55th Street, könnte auch 56th oder 57th Street sein.«

»Also Madison, obere Fünfziger«, sagt er. »Ich glaube, es sind noch immer mindestens sechsunddreißig.«

»Er meint sechsunddreißig Grad - die Temperatur«, sagt sie zum East River. Ohne den Blick vom Fenster zu wenden, sagt sie dann: »Paul, hol mir etwas zu trinken. Ich hätte gern einen Wodka mit Eis.«

Sie sucht etwas da draußen. Die Sonne ist untergegangen. Ja, sie sucht wieder danach. Paul sagt stumm bei sich: »Es ist nicht da.« Und noch einmal: »Da ist nichts.«

»Die Hitze da draußen hat dir zugesetzt«, sagt sie, den Blick auf eine Stelle auf dem dunkelblauen Fluß geheftet, wo sich am gegenüberliegenden Ufer das Dunkelrot der Pepsi-Cola-Reklame auf dem Wasser wellt. »Sie hat dir zugesetzt, Paul«, sagt sie in ihrer Seelenruhe. »Seit du hier hereingekommen bist, stehst du immerzu am selben Fleck.« Sie hat den Kopf ein wenig nach rechts gedreht und blickt jetzt auf das UN-Gebäude mit seinem Flickmuster

aus erhellten Fenstern. »Seit du hier hereingekommen bist«, sagt sie, »stehst du auf diesem einen Fleck und beobachtest mich, Paul. Das ist die Hitze, sie macht dich mißtrauisch. Heute war der heißeste Tag seit zwölf Jahren. Morgen soll es noch schlimmer werden. Die Menschen drehen auf den Straßen durch. Leute kommen nach Hause, Männer kommen nach Hause, die Herzen und Köpfe voll Krawall und Aufruhr, ganz zu schweigen vom Krawall und Aufruhr auf den Straßen.«

Er möchte gehen und die Drinks bereiten, und die ganze Zeit hat er gedacht: »Es war schon öfter so«, aber er mag sich nicht vom Fleck rühren, damit sie nicht glaubt, sie hätte ihn mit ihrem Spott dazu bestimmt. Er fragt: »Warum bist du bei dieser Hitze Schuhe kaufen gegangen?«

»Ich hatte so geschwollene Füße. Ich brauchte ein Paar größere.«

Die schlaun Antworten der Irren ... Er dreht sich jetzt um und geht in die Küche, um Eis zu holen. Wird sie das Gesicht nach ihm wenden, wenn er wiederkommt?

Er bricht in der Küche das Eis auseinander, er läßt sich Zeit. Endlich geht er zurück, Gesicht und Augen angespannt von der Mühe.

New York, die Heimat der Seelenvivisektoren und der seelisch Vivisezierten, die es wieder zusammenzuflicken gilt, die Heimat der Intakten, die sich aus Gewohnheit um ihre geistige Gesundheit sorgen, und Heimat derer, die tot an der Seele waren und die Narben der Wiederauferstehung tragen: New York, es brodeln draußen vor der Praxis des Lebensberaters, es wütet rings um ihre Ohren.

Er sieht von seinem Sessel zu dem ihren hinüber (er glaubt nicht an die Couch; sie abzuschaffen war seine erste Spezialität gewesen) und sagt: »Und dann?«

»Ich kam nach Karthago.«

»Karthago?«

»Ich könnte ein Buch schreiben«, sagt sie.

»Wie meinst du das mit Karthago?« fragt er. »Du kamst, sagst du. Du sagst, daß du kamst. Meinst du, hier sei Karthago?«

»Hier?«

»Sozusagen«, meint er.

»Nein, das war nur so dahingeredet.« Sie lächelt vor sich hin, wie um ihn zu irritieren. Er sitzt in der Klemme, er weiß nur noch ungefähr, daß Karthago eine Stadt im Altertum war, kriegt aber nicht gleich alles zusammen, was er über Karthago wahrscheinlich einmal gehört hat.

Da von ihm keine Antwort kommt, sagt sie: »Ich glaube, Garven, mir fehlt eigentlich gar nichts.« Garven ist sein Vorname. Sein Motto lautet: »Ich gehe mit meinen Patienten immer gleich auf du und du.« Das nimmt Platz zwei auf seiner Spezialitätenliste ein.

»Mir fehlt nichts, Garven«, wiederholt sie, während er immer noch unterwegs nach Karthago ist.

»Ja, das hoffe ich. Aber weißt du, Elsa, wir haben noch ein weites Feld abzudecken.«

Wie um ihn zu reizen, fragt sie: »Wieso ›abdecken‹? Ist das nicht ein komisches Wort aus deinem Mund? Ich dachte, die Psychiatrie solle eher Dinge *aufdecken*. Aber du sprichst von ›abdecken‹. Du sagst: ›Wir haben noch ein weites Feld abzudecken‹.«

»Ich weiß, ich weiß.« Er streckt die Hände vor sich aus, die Handflächen nach unten, um sie zu beschwichtigen. Dann erklärt er ihr, was »abdecken« im derzeitigen Sprachgebrauch bedeutet; er spricht bitter und äußerst bedachtsam.

»Du wirst doch nicht böse werden?« fragt sie.

»Ich? Nein.«

Sie sagt: »Ich kam nach Karthago, und rings um mich her brodelte in meinen Ohren ein Hexenkessel ruchloser Lieben.«

»Immer mit der Ruhe, Elsa«, sagt er. »Du mußt dich entspannen, einfach entspannen.«

Als sie nach Hause kommt, sagt sie: »Heute habe ich Garven wieder gehörig aus dem Konzept gebracht.« Sie ringelt sich in den bequemsten Sessel, den Rücken zum Fenster, und lächelt dem Spiegelbild des Himmels im Glas eines Bildes zu, als wolle sie ihm gratulieren. - »Ich habe ihn aus dem Konzept gebracht. Er sagt, er will eine Mensch-zu-Mensch-Beziehung zu mir aufbauen.«

»Weißt du mit deinem Geld nichts Besseres anzufangen«, fragt Paul, »als deinem Arzt die Zeit zu stehlen?«

»Nicht viel.« Dann singt sie »Tra-la-la«, einfach zur Melodie der Tonleiter.

»Ich möchte nicht in seinen Schuhen stecken. Ich möchte keine Frau ergründen müssen«, sagt Paul.

Sie lacht halb für sich; wenigstens geht sie nicht ans Fenster, um ihre Belustigung mit dem Etwas draußen auf dem East River zu teilen, das für alle unsichtbar bleibt, außer für sie, und dem sie durch die Fensterscheibe soviel Aufmerksamkeit zuteil werden läßt, Tag für Tag.

Er sagt: »Ich war heute in diesem Schuhgeschäft.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Ja, er ist wirklich Kiel.«

»Helmut Kiel«, sagt sie.

»Ja. Helmut Kiel.«

»Nicht Claus, meine ich«, sagt sie.

»Nein, Helmut Kiel.«

»Du siehst also, daß es keine Einbildung von mir war«, sagt sie.

»Elsa, ich habe nie behauptet, daß es nur deine Einbildung war. Aber manchmal bildest du dir ja Dinge ein.

Ich mußte mich einfach vergewissern, Elsa, weiter nichts. Es ist jetzt mit absoluter Sicherheit ausgeschlossen, daß er im Gefängnis gestorben ist. Er hat etwas Geheimnisvolles an sich. Wie schon immer.«

Sie lacht, und wie er gefürchtet hat, ist sie schon wieder am Fenster und nimmt eine Haltung ein, als amüsiere sie sich mit einer Freundin über die hohe Komik dessen, was er da vorhin gesagt hat. Er steht in der Zimmermitte.

»Hat Kiel dich erkannt, Elsa?«

»Ich glaube ja. Hat er dich erkannt?«

»Nein. Ich habe ihn nur von der Straße aus gesehen, durch die Scheibe. Er konnte mich nicht sehen.«

»Weißt du das gewiß?« fragt sie.

Besser, sie sagt überhaupt etwas als gar nichts, wenn sie am Fenster sitzt, selbst wenn sie dann wahrscheinlich lauter schlimme Dinge sagt. Meist gibt sie nämlich nur ganz gewöhnliche Dinge von sich, als wäre alles völlig normal.

Es ist alles gar nicht normal.

»Setz dich zur Abwechslung mal an eines der anderen Fenster, Elsa.«

»Aus den anderen Fenstern gibt es nichts zu sehen.«

»Immerhin ist da unten doch die Straße, oder? Und die Menschen, der Verkehr.«

Er weiß jetzt, daß sie gelächelt hat.

»Mein Gott, Elsa, wieso sitzt du überhaupt an dem verdamnten Fenster?«

Er spricht das »verdamnt« wie einer, dem solche Ausdrücke nicht geläufig sind, denn als Kind in Montenegro hat er sie von seiner englischen Gouvernante nicht gelernt. Er hat sie im Krieg von den Engländern gelernt und nie seinem Umgangswortschatz einverleibt. Sonst hat er sich sprachlich völlig angeglichen. Er ist sicher, daß sie zum

Fluß hinauslächelt. »Den ganzen Tag an dem verdammten Fenster.«

Und er sagt: »Du bist noch immer eine junge Frau, Elsa. Den ganzen Tag am Fenster ...« Er hat das schon öfter gesagt. Manchmal scheint sie genau zu wissen, daß er nicht ehrlich ist. Aber er verbirgt auch noch anderes, während er spricht. Und vielleicht weiß sie es.

»Nicht den ganzen Tag«, sagt sie. »Ich sitze hier meist am Spätnachmittag, meist am Abend.« Das ist zudem wahr.

Der Fenstererker des Zimmers, vierzehn Stockwerk hoch über allem, gilt als Luxus. Die großen Fenster nehmen ein Drittel der Ostwand zum Fluß ein, die ganze Nordwand zur Straße und die rechte Ecke der Westwand, von wo man die Straße mit den kreuzenden Avenues in ihrer ganzen Länge überblicken kann, immer enger werdend, bis hin zum PanAm-Gebäude. Auf diesem Rechteck stehen alle die Pflanzen und Farne, die jeder normale Mensch dort ebenfalls hinstellen würde.

Manchmal strömt durch das Westfenster ein herrlicher Sonnenuntergang herein, aber Elsa sieht lieber auf den Fluß. Der Sonnenuntergang im Westfenster wirft die Schatten der Palmen und Farne über den ganzen Fußboden, über Elsa und den Vorhang am Ostfenster. Vor dem Westfenster steht an schönen Tagen bei Sonnenuntergang die Skyline von Manhattan schwarz vor der strahlenden Helle, während sich über dem East River langsam der Himmel verdunkelt.

Er erinnert sich nicht mehr genau, an welchem Tag es war, als er abends um sechs in die Wohnung zurückkam – oder um sieben ... wenn er doch wenigstens die Jahreszeit noch wüßte ...

Am Abend – er erinnert sich nicht mehr genau an den Tag, die Tageszeit, vielleicht war es Frühling, vielleicht Winter, vielleicht war es fünf Uhr, sechs Uhr ...

Er steht in der Mitte des Zimmers. Sie sitzt am Fenster und sieht starr auf den East River hinaus. Das späte Sonnenlicht vom Fenster gegenüber fällt auf ihre Schultern, ihr Haar, wirft die Schatten der Palmblätter auf den Teppich, über ihren Arm. Der Sessel, in dem sie sitzt, wirft seinen Schatten vor sie.

Und da ist noch ein Schatten, ihrer. Er fällt hinter sie.

Hinter sie, und von welchem Licht geworfen? Sie wirft einen Schatten in die falsche Richtung. Kein Licht scheint vom Ostfenster auf sie, es kommt vom Westfenster. Wohin blickt sie?

Er sieht hin. Welfare Island. Am anderen Flußufer der Stadtteil Queens. Der Fluß zieht an einem vertäuten Kahn vorbei.

Sie sagt, ohne den Kopf zu wenden: »Warum stehst du da? Warum holst du uns nichts zu trinken?«

Oder sie sagt: »Pierre ist eben gegangen.«

Oder: »Ich habe mir heute ein Paar Schuhe gekauft.«

Der Tag wird dunkler. Er knipst die Stehlampe an, obwohl es noch hell genug im Zimmer ist.

Ihr Schatten bewegt sich nicht. Er kommt und stellt sich neben sie, blickt nach draußen. Kein Lichtstrahl kommt vom East River oder vom Himmel. Aber sie sitzt da und schaut und empfängt; vielleicht hat sie ein Lächeln aufgesetzt. Sie wirft ihren Schatten hinter sich, als sie den Sessel verrückt, um ihm Platz zu machen. Heute hat sie mit einer neuen Analyse begonnen, aber vielleicht war das auch schon vorige Woche.

Sie sagt: »Ich habe mir ein Paar Schuhe gekauft.«

Oder: »Pierre weiß nicht, was er tun soll.«

Oder: »Katerina ist in Castellammare das Deo ausgegangen.«

Paul dreht sich um und will in die Küche gehen, um Eis zu holen. An der Tür macht er wieder kehrt.